

Unbeschadet der Bedeutung dieser äußeren Anregungen zur naturphilosophischen Auslegung der Schrift müßte diese (uns heute befremdende) Methode noch als Ausdruck und Form der spezifischen Geistigkeit und Gläubigkeit verstanden werden, speziell seiner Christusfrömmigkeit. Diese Analyse kann nicht durch eine terminologische Bestandsaufnahme gemacht werden, so richtig und interessant diese auch sein mag.

Christus und Johannes (d. Täufer) repräsentieren nicht nur das alte und neue Testament, sondern zugleich in anderer Hinsicht Gnade und Natur. Für die mittelalterliche Theologie war das Verhältnis zwischen altem und neuem Testament nur eine Dimension. Dieser entsprach die andere zwischen Gnaden- und Naturordnung. Daß Eckhart das Verhältnis zwischen altem und neuem Testament noch nicht auf die einfache Beziehung von Weissagung und Erfüllung reduzierte, kann ihm gewiß nicht als Mangel angelastet werden (S. 43). Weil ferner sein Naturdenken nicht gegenständlich, sondern prinzipiell war, konnte es stets auch existenzial-ontologisch sein. „... alle ontologischen Ausführungen, mögen sie noch so abstrakt-philosophisch erscheinen, erfüllen doch eine sehr konkret-religiöse Aufgabe.“ (117). Sie zeigen die Abkünftigkeit alles Seienden von Gott an und damit auch die göttliche Gebürtigkeit der Seele. Die tropologische Auslegung der Schrift, die Meister Eckhart in den deutschen und lateinischen Predigten gab, ist darum nichts anderes als die kerygmatische Wendung der existenzial-ontologischen Exegese im *Opus expositionum*. Die Predigt wendet und expliziert, was in der Auslegung grundgelegt ist. Das ist das andere Unterscheidende und Charakteristische der exegetischen Methode Eckharts: die Einheit und die Differenz von Auslegung und Verkündigung der Schrift.

Beide Momente hat die vorliegende Arbeit erfaßt. Sie hätte sie gewiß noch unterschiedener angehen, ausgreifender explizieren und darstellen können, dafür hätte man gerne auf manche Ausführungen in der Einleitung oder im Exkurs I verzichtet; sie stellt aber ohne Zweifel eine alte Methode der Schriftauslegung neu zur Diskussion.

Der Anmerkungsapparat ist z. T. fehlerhaft. Abgesehen von den Unebenheiten im Abkürzungssystem ist die Textwiedergabe ungenau (z. B. S. 5 Anm. 9 *tollitur*, S. 9 Anm. 2 *parabolam* . . . *proferre* . . . *tenere*, S. 16 Anm. 5 *Summa Sententia*, S. 30 Anm. 1 *prima propositione*, S. 35 Anm. 2 *fecundavit*, Anm. 3 *metaphora*, S. 40 Anm. 5 *rationalis ipsius*, S. 41 Anm. 4 *rationalis* S. 60 Anm. 2 *tenebra*, Anm. 3 *personarum divinarum*, S. 71 Anm. 2 *necessario ipsi*). Wiederholt sind auch die Stellenangaben falsch (z. B. S. 17 Anm. 4 AaO 84, S. 35 Anm. 1 ff.) 8–12, S. 61 Anm. 2 54, 24–26) und vielfach fehlen sie.

Bochum

L. Hödl

Franz Rudolf Reichert (Hrsg.): Die älteste deutsche Messe. Gesamtauslegung der Messe. Erstaussgabe ca. 1480, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Franz Rudolf Reichert. (= *Corpus Catholicorum*. Werke katholischer Schriftsteller im Zeitalter der Glaubensspaltung. Band 29). Münster (Aschendorff) 1967. CXXXII, 233 S., 6 Taf., 9 Abb., kart. DM 44.–

Die Meßauslegung „Messe singen oder lesen“ war bisher hauptsächlich durch die Beschreibung und die Auszüge bekannt, die Adolf Franz in seinem Werk über die Messe im deutschen Mittelalter (1902) geboten hat. Diese Auszüge betrafen im wesentlichen die Texte des *Ordo Missae* nach dem Brauch von Augsburg, die der unbekannte Verfasser lateinisch und in Übersetzung anführt. Die gegenwärtige vollständige Ausgabe zeigt, daß noch manche bemerkenswerte Einzelheiten bei Franz unerwähnt geblieben sind, z. B. die feierliche Inzensierung vor dem Evangelium mit Formeln, die sonst nur beim Offertorium gebräuchlich waren (S. 74 f.). Schon daraus ist ersichtlich, daß eine vollständige Ausgabe begründet war, und dies, obwohl von der ersten Auflage des Werkes (Nürnberg, spätestens 1482) über ein Dutzend Exemplare in Bibliotheken vorhanden sind. Das Werk hat dann, wie aus Reicherts kundiger Einleitung des Näheren hervorgeht, alsbald eine zweite Nürnber-

ger Auflage und einen Augsburger Nachdruck (1484) erlebt und ist von 1572 bis 1598 durch Adam Walasser in etwas verkürzter Form noch sechsmal neu aufgelegt worden.

Reichert, der die Schwächen dieser echt mittelalterlichen Meßauslegung mit Nachdruck hervorhebt, wundert sich mit Recht über Walassers inhaltlich kaum veränderte Neuauflagen „obwohl es inzwischen . . . ein Konzil von Trient gegeben hat“. Immerhin hätte er hervorheben können, daß darin, wie aus dem Apparat der Ausgabe ersichtlich ist, die Änderungen des Missale Romanum von 1570 berücksichtigt sind: zum Stufengebet kein Knien mehr, neue Fassung des Confiteor sowie der Begleitformeln zum Kommunionempfang und des Schlußgebetes Placeat. Ein Hauptverdienst von Reicherts Einleitung ist der Nachweis, daß die Gesamtauslegung auf weite Strecken, nämlich beinahe für den ganzen Kanon der Messe, eine deutsche Wiedergabe des Werkes des Bernhard Parentini (um 1340) ist. Die Abhängigkeit wird durch eine eingehende Tabelle aufgezeigt (LXXIX–LXXXI); es hätte doch wohl auch typographische Mittel gegeben (wie sie etwa M. Andrieu in seinen Textausgaben anwendet), um in der Ausgabe selbst die entsprechenden Partien eindeutig kenntlich zu machen. Unglaublich ist z. B., daß nicht auch S. 135, 9–14 aus der Vorlage stammt.

Was der unbekanntere Verfasser wollte, war die fromme Auslegung von Wort und Ritus der Messe. Er ist darin reiner Kompilator, bestrebt, das Erbe der vorausgehenden Jahrhunderte möglichst vollständig zu übernehmen; doch hat er seine Darlegungen von den damals grassierenden abergläubischen Vorstellungen und auch von der einseitigen Betonung der fructus Missae freigehalten. Ausdrücklich nennt er allerdings von Quellen für seine Arbeit, abgesehen von einigen Zitaten aus der *Imitatio Christi*, nur die *Summa Johannis* (von Freiburg, † 1314), der er seine kirchenrechtliche Einleitung entnommen hat. Nicht daß er im Bann der damals fast einzig gehandhabten allegorischen Erklärung bleibt, wohl aber, daß er für jede Einzelheit die einander widersprechenden Deutungen der verschiedenen Systeme nebeneinanderstellt und so den Leser in einen ziel- und ausgeweglosen Irrgarten führt, muß man dem Verfasser zum Vorwurf machen, obwohl er auch darin Vorläufer hat. Reichert bemüht sich um eine Analyse dieses Gewirrs von Deutungen, indem er sie wohlwollend in drei Schichten auseinanderlegt (XCV–CVII). Grundlegend ist – neben „anagogisch-typologischen“ und „tropologischen“ Deutungen – die „rememorative“ Deutung, die in den Zeremonien der Messe eine Darstellung der Heilsgeschichte finden will. Diese steht jedenfalls in den ersten Entwürfen einer Liturgieallegorese, bei Amalar von Metz, am Anfang, und zwar so, daß die dargestellten Ereignisse nicht mit der Geburt Christi, sondern schon mit dem Rufen der Väter beginnen; dieses hätte darum auch von Reichert nicht der zweiten Schicht zugewiesen werden dürfen. Allerdings hat unser Ausleger auch in seinen rememorativen Deutungen zwei Systeme durcheinandergemischt; zu jenem Amalars, das das gesamte Leben Jesu in den Ritus hineininterpretiert, kommt nämlich gegen Ende des Mittelalters ein anderes, das zunächst die liturgischen Gewänder, mit denen der Priester an den Altar tritt, und dann den ganzen Verlauf der Messe auf das Leiden Christi deutet (S. 18 ff.; S. 43). Die besonders seit dem 12. Jahrhundert (Honorius von Augustodunum) auch in der Messeerklärung wuchernde Zahlensymbolik (z. B. in der Ausgabe S. 59 ff.: siebenmaliger Gruß des Priesters: die sieben Gaben des Hl. Geistes; dabei fünfmal Wendung zum Volke: die fünf Erscheinungen des Auferstandenen usw.) trägt ein Übriges zum Durcheinander bei. Zur eigentlichen Auslegung kommen übrigens noch die eingestreuten Gebetshilfen hinzu, die dem aus der Ferne teilnehmenden Laien an die Hand gegeben werden; es sind Texte, die der Herausgeber mehrfach in der vorausliegenden Überlieferung nachzuweisen vermag (LXXXIV).

Die Ausgabe ist sorgfältig gearbeitet; gelegentlich, doch etwas ungleichmäßig, sind auch Anmerkungen beigegeben (S. 125 ist die Erklärung von *ly* – *Ecce ly igitur* – als Abkürzung von *lege* oder *legitur* unannehmbar). Der Wert der Neuausgabe liegt darin, daß uns damit ein konkretes Bild jener Frömmigkeit geboten wird, mit

der das ausgehende Mittelalter den längst nicht mehr verstandenen altüberlieferten Formen der eucharistischen Liturgie zu entsprechen suchte, nicht bloß ohne den Beihelf geschichtlicher Einsichten, sondern auch weithin ohne die klärenden Begriffe scholastischer Theologie.

Innsbruck

Jos. A. Jungmann

Reformation

Sir Thomas More: Neue Briefe. Mit einer Einführung in die epistolographische Tradition. Herausgegeben von Hubertus Schulte Herbrüggen (= Neue Beiträge zur englischen Philologie 5). Münster (Aschendorff) 1966. XLIV, 131 Seiten, 1 Tafel, kart. DM 25.-, geb. DM 28.-.

Die erste kritische Ausgabe der Morus-Korrespondenz erschien 1947 als Ergebnis einer 25jährigen Forschungsarbeit der Herausgeberin E. F. Rogers. Diese kommentierte „Correspondence of Sir Thomas More“ enthält 218 Briefe, davon 29 erstmals publizierte. Wenn nunmehr H. Schulte Herbrüggen dieser Sammlung 19 weitere Briefe hinzufügen kann, so sagt allein diese Zahl genug über die Bedeutung seines Beitrags zur Morus-Forschung. Es hat sich gelohnt, daß die Quellen und Literatur einmal von einem kontinentalen Anglisten durchgearbeitet wurden. Die meisten der handschriftlichen Neufunde entstammen festländischen Archiven von Wien bis Rom und Simancas. Aber auch aus englischen Bibliotheken konnte der findige Editor noch unbekannte Dokumente zutage fördern. Hinzu kommen einige von Rogers übersehene bereits gedruckte Stücke. Die Mehrzahl der neuen Quellen bezieht sich auf More's amtliche Tätigkeit bei Verhandlungen mit dem Deutschen Reich, Frankreich, den Niederlanden und der Hanse. Für den Kirchenhistoriker von besonderem Interesse ist ein kleiner Brief Joh. Ecks an Morus, womit jener ihm seine Loci übersendet. Der Herausgeber macht den Leser einleitend mit dem Verhältnis der beiden Männer vertraut: beide waren als literarische Verteidiger Heinrichs VIII. gegen Luther hervorgetreten und hatten sich in London persönlich kennengelernt. Gleichfalls hervorgehoben sei ein (schon früher gedruckter) Brief des Cochlaeus von 1531 über die Arbeit an seiner Luther-Biographie und über andere seiner Schriften.

Die einzelnen Briefe werden durch gehaltvolle Einleitungen, die den Umfang einer kleinen Abhandlung erreichen können, in den historischen Zusammenhang eingeordnet. Dabei werden auch drei Briefe der Rogers-Ausgabe umdatiert und interpretiert. Die allgemeine Einführung berichtet nicht nur über die Editionsgrundsätze, sondern auch über die literarischen Quellen und Vorbilder der Briefkunst des Morus. Die Texte selbst sind diplomatisch getreu ediert. Die Lücken einiger stark beschädigter Handschriften konnten zum größten Teil emendiert werden. Fast überflüssig, Bibliographie, Register und die übersichtlichen Seitentitel zu erwähnen. Insgesamt: eine vollkommene Edition.

Dennoch muß der Rezensent gegen die Textgestaltung ernste Bedenken anmelden. Das Druckbild gibt Auskunft über jede Auflösung bis zum letzten n. Streichungen in den Konzepten werden als durchgestrichene Wörter gedruckt! Das mag für den Herausgeber, der möglichst viel von dem mühsam und liebevoll entzifferten Manuskript erhalten wissen will, reizvoll sein, und bei ganz fragmentarischen Stücken wie Nr. 169^F ist es auch die für den Leser aufschlußreichste Form der Wiedergabe. In der Regel jedoch bildet diese übermäßige Präzision für den Benutzer, der einen lesbaren Text erwartet, eine störende Ablenkung. Der dafür nötige Aufwand an Kraft und Geld steht in keinem Verhältnis zu dem ohnehin problematischen Nutzen. Bei englischen Texten, wo die Orthographie nicht eindeutig festliegt, ist eine Rechenschaft über die vom Herausgeber vollzogenen Auflösungen angebracht. Bei den lateinischen Texten, die weitaus in der Mehrzahl sind, ist die Kenntlichmachung der vielen ganz eindeutigen Abbrüviaturen überflüssig und daher nur störend. Dringend erforderlich wäre jedoch eine sinnvolle Interpunktion nach